

Leseprobe aus dem „Blickpunkt Galizien“ Ausgabe Nov./ Dezember 2017

Plötzlich saßen zwei Großcousins nebeneinander

Von Lemberg nach Czernowitz: - Eindrücke einer spannenden Reise durch das frühere Galizien und die Bukowina

Welch eine Überraschung: Die Studienreise durch Galizien und in die Bukowina vom 2. bis zum 12. September dieses Jahres hat uns gleich zum Auftakt eine unerwartete Familienzusammenführung beschert. Bei einer Vorstellungsrunde der zwölköpfigen Reisegruppe in einem urigen Lokal in Lemberg stellte sich heraus, dass Frank Ludwig aus Pirna in Sachsen und der Hamburger Heinz Gohs miteinander verwandt sind, ohne dass sie bisher voneinander wussten. Ihre Großväter, die mit Nachnamen Kohl hießen und aus Kolomea stammten, waren Brüder, wie sich im Gespräch ergab. Beide Sitznachbarn wurden so plötzlich zu Großcousins. In den Wirren der Nachkriegszeit hatte sich die Familie aus den Augen verloren. Der eine Teil landete „hinter dem Eisernen Vorhang“ in der DDR, der andere im Westen Deutschlands. Erst auf dieser Reise auf den Spuren der Galiziendeutschen kam es zu dem ungeahnten Familientreffen.

Auch mein Großvater, Josef Papst (Jahrgang 1905), hat seine angestammte Heimat verloren. Meine Vorfahren waren Deutschkatholiken und lebten in Mikulsdorf, das um 1840 entstanden ist. Der Ort, der heute zur Stadt Otynia gehört, zweigte südöstlich von Stanislaw von der früheren Kaiserstraße ab und erstreckte sich bis zur Eisenbahnlinie, die von Lemberg nach Czernowitz führt. Neben den deutschen Familien lebten in dem Dorf mit etwa 230 Einwohnern noch sechs polnische sowie jeweils zwei ukrainische (ruthenische) und jüdische Familien. Das Verhältnis der Nationalitäten untereinander war bis zum Krieg „ausgesprochen gut“, so Bernhard Ernst, der frühere Superintendent von Erfurt. Er stammte auch aus dem Ort und war mit mir über meine Großmutter Emilie Ernst, die schon 1937 in Mikulsdorf verstorben ist, verwandt. Bereits 1995 war er mit ehemaligen deutschen Einwohnern, darunter meiner Mutter, in dem Ort. Damals begann man, den evangelischen Friedhof, den wir auch besuchten, herzurichten.

Meine Mutter Roberta Bahn wurde 1933 in dem Ort, dessen Name auf einen polnischen Gutsbesitzer zurückgeht, geboren. Sie wuchs dort auf dem Bauernhof meiner Vorfahren auf, bis 1939/40 die deutschstämmigen Bewohner aus Ostgalizien in Folge des Hitler-Stalin-Pakts in den damaligen Warthegau (jetzt Polen) umgesiedelt worden sind. Sie fand später in der Nähe von Bernburg (Anhalt) im heutigen Bundesland Sachsen-Anhalt eine neue Bleibe. Erst nach dem



Ende der DDR wurde mir (Jahrgang 1955) als dem ältesten von fünf Geschwistern richtig bewusst, welches schwere Schicksal die Galiziendeutschen im blutigen Ränkespiel der Mächte und Diktatoren erlitten haben. Diese Geschichte hält mich bis heute in ihrem Bann. Inzwischen bin ich selbst zweifacher Familienvater und zweifacher Opa. Doch ich hatte immer den Wunsch, wenigstens einmal im Leben jenen Ort in Augenschein zu nehmen, der einst die Heimat meiner Vorfahren war. Aus den gleichen Beweggründen traten die meisten anderen Mitreisenden unserer zwölköpfigen Gruppe am 2. September den Flug nach Lemberg an. Uns angeschlossen hatten sich auch Irmgard und Hans Steinmann vom Hilfskomitee der Galiziendeutschen, die die meisten Orte unserer Zeitreise in die Vergangenheit schon kannten.

Unsere Reise durch die heutige Westukraine führte uns von Lemberg (Lviv) über Stanislaw (Ivano-Frankivsk) und Kolomea (Kolomyja) bis nach Czernowitz (Czernivzy) in der früheren Bukowina. Wir machten dabei Abstecher unter anderem in den Dornfelder Kirchsprengel, nach Stryj, zum Wallfahrtskloster Hostiv und in die Waldkarpaten zum Wasserfall „Probij“ bis hinauf in das neue Skisport-Zentrum von Bukovel. Was wir in den zehn Tagen erlebten, war eine spannende, informative und unterhaltsame Begegnung mit einem Landstrich, der immer wieder zum Schauplatz von politischen, religiösen und gesellschaftlichen Veränderungen geworden ist. Als Glücksfall erwies sich dabei Hans Christian Heinz als Reisebegleiter. Den studierten Geografen aus Idar-Oberstein im Hunsrück hatte es vor über 20 Jahren zu Forschungszwecken in die Westukraine verschlagen. Er entpuppte sich als profunder Kenner nicht nur der galizischen Geschichte. Er ist auch ein wandelndes Lexikon. Schon auf der Fahrt vom Flughafen zum Hotel in Lemberg bekamen wir einen ersten Eindruck davon, wie sich das Leben in der Westukraine in den zurückliegenden Jahren gewandelt hat. Ein Großteil der Industrie ist verschwunden. Die Stadt am Schnittpunkt zwischen Ost und West will zukünftig ein Standort für digitale Hochtechnologie werden. Bisher lebt sie vom Tourismus und der Altstadt, die auf der Unesco-Welterbeliste steht. Wir bestaunten die vielfältige Architektur der „Löwenstadt“, die insbesondere durch die Epoche des Habsburger Kaiserreiches (1772-1918) geprägt ist. Lemberg war einst, wie ganz Galizien, ein Schmelztiegel der Völkerschaften. Nach zwei Weltkriegen, dem Holocaust, ethnischen Säuberungen sowie Umsiedlung und Vertreibung ist diese Vielfalt verloren gegangen.

Heute leben überwiegend Ukrainer in Lviv, so wie der ukrainische Name der Stadt lautet. Russisch ist verpönt in der Westukraine, die sich zur Europäischen Union zugehörig fühlt. So wurden auch alle Städtenamen geändert. Die Ukraine erschien uns als ein zerrissenes Land, nicht nur, weil in den östlichen Landesteilen weiter russisch gesprochen wird. Das haben wir bei einem Sportwettkampf zwischen Kiew und Kharkiv in den Karpaten mit eigenen Ohren gehört. In der Ostukraine haben sich Separatisten abgespalten, die Russland zugeneigt sind. Die kriegerischen Auseinandersetzungen im sogenannten „Donbas“ haben schon hunderte Tote auf beiden Seiten gefordert. Auf unserer Reise sahen wir vielerorts Gedenkstätten für die gefallenen Soldaten aus der Westukraine. Sie werden dort als Helden verehrt, ebenso



wie die erschossenen Demonstranten vom Euro-Maidan 2014 in Kiew. „Die Himmlischen Hundert“, wie sie in der Ukraine genannt werden.

Was uns auf allen Stationen der Reise auch auffällt: Die Marktwirtschaft hat Einzug gehalten. McDonald's und Coca Cola sind schon da. Auch die deutschen Autobauer. Vor allem junge Leute nutzen die Chance, sich selbständig zu machen und ihre Ideen umzusetzen. Urige Kneipen und Erlebnis-Gastronomie in historischen Gebäuden sind so entstanden. Insbesondere in Lemberg, das mit seiner weltoffenen Atmosphäre deutschen Städten wie Leipzig ähnelt. Nur die kyrillischen Buchstaben verraten, dass wir weit im Osten Europas sind. Und die Vielfalt an Kirchen, die wiederentstanden ist nach der Unabhängigkeit der Ukraine.

Die Religion, vor allem die griechisch-katholische Glaubensrichtung, hat großen Einfluss in der Westukraine bis in den Schulalltag. Und so sind wir doch einigermaßen überrascht, als wir später beim Besuch von Kolomea in einer Schule in einen Gebetsraum für die Schüler geführt werden. Ein irritierender Anblick.

Überrascht sind wir vom modernen Ski-Kurort Bukovel in den Waldkarpaten. Es kann sich sehen lassen, was da gerade zum Freizeitvertrieb für die Jugend entstanden ist. Vor zehn Jahren lag auf der Höhe nur ein verschlafenes Bergdorf, erzählte uns die Lehrerin Tanja Paschko. Sie hat uns in ihrer charmanten Art durch Kolomea geführt und auch in die Karpaten begleitet. Zum Abschied schenkt sie uns bunt bemalte Ostereier, filigrane Kunstwerke, die zum folkloristischen Erbe des Bergvolkes der Huzulen gehören. Vier ihrer Schülerinnen und ein Volksmusik-Duo hatten uns an einem Abend zuvor mit deutschen Volksliedern erfreut. Und sie haben nicht schlecht gestaunt, als wir in ihren Chorgesang eingestimmt haben.

Es waren solche und andere Begegnung mit Menschen in der Westukraine, die dieser Zeitreise in die Vergangenheit einen besonderen Reiz verliehen haben. So wie bei unserem Abstecher nach Mikulsdorf, dem Heimatort meiner Vorfahren. Vom Gehöft meines Großvaters war nichts mehr zu sehen. Doch die alte Ziegelei seines Bruders steht immer noch da. Bis vor fünf Jahren sollen hier noch Ziegel hergestellt worden sein. Leider war das Anwesen verschlossen. Doch ein altes Mütterchen, das daneben wohnt, ließ uns über ihren Garten auf das Grundstück. Zusammen mit einem Mann, der im früheren Schulgebäude des Ortes wohnt, zeigte sie mir das ganze Gelände. Ein unvergessliches Erlebnis, das ich dieser ukrainischen Frau zu verdanken habe. Nicht nur hier, überall in den ehemaligen galiziendeutschen Dörfern, die wir besuchten, haben uns die Bewohner freundlich und mit offenen Armen empfangen. Und das, obwohl kaum jemand noch mit einem unserer Vorfahren Kontakt hatte und keiner deutsch sprach.

Es sind oft nur noch Friedhöfe und alte Kirchengebäude, die an die früheren Bewohner der Orte erinnern. Wir sahen etliche Grabstätten, die von Unkraut und Gestrüpp befreit waren, beispielsweise in Reichenbach. Die meisten evangelischen Kirchen der Galiziendeutschen gehören heute in der Regel der griechisch-katholischen Kirche, so wie in Sitauerowka. In Dolina-Broczkow begegneten wir sogar einem blinden Pfarrer, der mit seinen Liedern eine Art Popstar geworden ist. Das Kirchengebäude, das einst zu Sowjetzeiten als Lagerhalle missbraucht wurde, ist restauriert worden und bietet heute einen wunderbaren Anblick. Beeindruckend war auch der jüdische Friedhof in Czernowitz. Die rund 50 000 Gräber zeugen von der Blütezeit des jüdischen Lebens und Schaffens zu einer Zeit, als die Stadt am Pruth noch zum Habsburger Kaiserreich gehörte, das bekanntlich 1918 unterging. Die Synagoge am Eingang des Geländes wird gegenwärtig saniert. Jedes Jahr kommen Studenten aus aller Welt, um den Friedhof, der von den Juden für die Ewigkeit angelegt wurde, in Ordnung zu halten.



Viele steinerne Zeugen der galiziendeutschen Geschichte sind im Laufe der Zeit verschwunden. Selbst von den berühmten Zöcklerschen Anstalten in Stanislaw gibt es heute nur noch Relikte. Auch Reinhard Wolff aus Niedersachsen konnte in Gassendorf das Haus seiner Mutter nicht mehr ausfindig machen. Er hat die Reise dennoch nicht bereut. Ähnlich erging es Heinz Gohs, der als einziger aus der Gruppe noch in Galizien das Licht der Welt erblickte. Im Oktober 1937 war das - und zwar in Kolomea. 80 Jahre später ist er mit seiner Frau zu dieser Reise aufgebrochen, um sein Elternhaus zu suchen. Er fand es leider nicht. Das Gebäude ist vermutlich späteren Städtebauvorhaben zum Opfer gefallen. Glück hatte dagegen Frank Ludwig. Er entdeckte in Kolomea die frühere Villa, in der seine Großmutter einst wohnte. Nur ein Teil des Turmes am Wohnhaus ist irgendwann ein Stück abgetragen worden. So wie beim fast identischen Wohnhaus ihrer damaligen Freundin, die sich nebenan niedergelassen hatte. Er konnte mit Fotos vom Wohnhaus seiner Vorfahren im Gepäck zufrieden die Heimreise antreten. Als es vom modernen Flughafen in Lemberg wieder nach Hause ging, wurden Adressen und Telefonnummern ausgetauscht. Die Kontakte, die in der Reisegruppe geknüpft wurden, sollen bestehen bleiben.

Wolfram Bahn